

Aus:

DORETT FUNCKE, PETRA THORN (HG.)

Die gleichgeschlechtliche Familie mit Kindern

Interdisziplinäre Beiträge zu einer neuen Lebensform

November 2010, 498 Seiten, kart., 32,80 €, ISBN 978-3-8376-1073-4

Die Beiträge dieses Bandes gehen der ethischen und gesellschaftlichen Vertretbarkeit einer Form der familialen Lebensgestaltung nach, die an fundamentale Überzeugungen, kulturelle Werthaltungen, gesellschaftliche Leitbilder und rechtliche Regelungen rührt: der gleichgeschlechtlichen Familie.

Da sich die Forschung in Deutschland bisher kaum mit differenzierten Fragestellungen zu dieser unkonventionellen Familienform befasst hat, stellt das Buch eine innovative Pionierarbeit dar, die aktuelle Forschungsergebnisse zum Thema bündelt und aus einer interdisziplinären Perspektive betrachtet.

Dorett Funcke (Dr. phil.) lehrt Soziologie an der Universität Jena.

Petra Thorn (Dr. phil.) arbeitet als Dipl.-Sozialarbeiterin und Familientherapeutin (DGSP) in eigener Praxis.

Weitere Informationen und Bestellung unter:

www.transcript-verlag.de/ts1073/ts1073.php

INHALT

Vorwort der Herausgeberinnen 9

**Statt einer Einleitung: Familie und Verwandtschaft
zwischen Normativität und Flexibilität** 11

DORETT FUNCKE/PETRA THORN

DEMOGRAPHIE

**Gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften ohne
und mit Kindern: Soziale Strukturen und
künftige Entwicklungen** 37

BERND EGGEN

**Wie kommt der Regenbogen in die Familie?
Entstehungszusammenhang und Alltag
von Regenbogenfamilien** 61

MARINA RUPP/ANDREA DÜRNBERGER

MEDIZIN

**Medizinisch-technische Behandlungsmöglichkeiten für
gleichgeschlechtliche Paare** 101

THOMAS KATZORKE

RECHT

**Gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften mit Kindern:
Verfassungsrechtliche Rahmenbedingungen** 115

FRIEDERIKE WAPLER

Assistierte Reproduktion und rechtliche Elternschaft in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften. Ein rechtsvergleichender Überblick	161
---	-----

NINA DETHLOFF

ETHIK

Die »Notwendigkeit eines Vaters für das Kind« und der Zugang lesbischer Frauen zur Reproduktionsmedizin	195
--	-----

ERIC BLYTH

Gleichgeschlechtliche Elternschaft und das moralische Recht auf Familiengründung	225
---	-----

GUIDO PENNING

PSYCHOLOGIE

Lesbische Familien nach Samenspende: Gestaltungsmöglichkeiten und Herausforderungen doppelter Mutterschaft	253
---	-----

LISA HERRMANN-GREEN/MONIKA HERRMANN-GREEN

Lesbische Mütter und ihre Kinder aus Spendersamen: Familiendynamische Prozesse, kindliche Entwicklung und langfristige Auswirkungen	285
--	-----

JOANNA E. SCHEIB/PAUL D. HASTINGS

SOZIOLOGIE

Die gleichgeschlechtliche Pflegefamilie: Eine Herausforderung für Praxis und Theorie	321
---	-----

DORETT FUNCKE

BERATUNG UND THERAPIE

Lesbische Mütter als Pioniere – Ein Beitrag zur psychosozialen Beratung im Vorfeld ihrer Familienbildung mit Samenspende	369
---	-----

PETRA THORN

Andere Paare, andere Klapperstörche: Die Erfahrungen schwuler und lesbischer Eltern mit künstlicher Befruchtung und Leihmutterschaft	399
---	-----

VALORY MITCHELL/ROBERT-JAY GREEN

Die Perspektive des Kindes in lesbischen Familien	429
--	-----

FIONA TASKER/JULIA GRANVILLE

KUNST

Das Sagbare und das Sichtbare als politische Dimension der Fotografie: Verena Jaekels Serie »Neue Familienportraits/New Family Portraits«	455
--	-----

LISA MALICH/CHRISTIAN PISCHEL

Glossar	481
----------------	-----

Autorinnen und Autoren	489
-------------------------------	-----

VORWORT DER HERAUSGEBERINNEN

Seit Jahren beeindruckt eine Lebensform die bürgerliche Öffentlichkeit medial, beschäftigt Regierung und Gesetzgeber und bewegt zahllose engagierte Experten und Laien. Feststellen kann man aber, dass die bisher vorliegenden Forschungsarbeiten und Veröffentlichungen selbst durch eine disziplinar begrenzte, einseitige Perspektive und entsprechend blinde Flecken gekennzeichnet sind und einen interdisziplinären Ansatz vermissen lassen. Eine derart disziplinäre Segregation mag Gründe in der Tradierung von Fachkulturen haben. Ein besonders schwerwiegender Grund dürfte darin liegen, dass sich die beteiligten Disziplinen nicht nur in inhaltlichen Schwerpunkten und Begrifflichkeiten unterscheiden, sondern auch hinsichtlich ihrer dominanten methodologischen Paradigmen. Es wird nicht überraschen, dass auch die im Folgenden dokumentierten Beiträge die Vielfalt der für das Thema »die gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaft mit Kindern« relevanten Forschungsrichtungen widerspiegeln. Es versteht sich von selbst, dass aus einem solchen Dialog kein Sammelband entstehen kann, der die vielfältigen Facetten der Thematik in widerspruchsfrei gebündelter Form präsentieren kann. Es war nicht unsere Absicht zu glätten. Gern hätten wir mehr zugespitzt, um den Anfang einer themenbezogenen Forschung, die frei von aller Lobbyarbeit ist, noch mehr zu stärken. Wir verstehen diesen Band als Denkanstoß. Er soll dazu anregen, eine neue Form der familialen Lebensgestaltung noch mehr aus dem Schatten einer am Rande geführten wissenschaftlichen Diskussion zu holen.

Dorett Funcke/Petra Thorn
Jena und Mörfelden im April 2010

Statt einer Einleitung: Familie und Verwandtschaft zwischen Normativität und Flexibilität

DORETT FUNCKE/PETRA THORN

In den westlichen Industriegesellschaften der 50er und 60er Jahre des 20. Jahrhunderts wurde das Hohelied der Familie gesungen. In der Bundesrepublik wurde sie im Grundgesetz verankert und unter den besonderen Schutz des Staates gestellt; im Alltag war sie das anerkannte und allgemein angestrebte Lebensmodell; der vorherrschenden sozialwissenschaftlichen Theorie galt sie als notwendig für das Funktionieren von Staat und Gesellschaft. Dann aber kamen – in den späten 60er, beginnenden 70er Jahren – Studenten- und Frauenbewegung, sie brachten den Aufstand gegen die traditionellen Strukturen. Die Familie wurde entlarvt als Ideologie und Gefängnis, als Ort alltäglicher Gewalt und Unterdrückung. Das rief dann im nächsten Gegenzug diejenigen auf den Plan, die zur »Verteidigung der bürgerlichen Familie« antraten, sie als »Hafen in einer herzlosen Welt« wiederentdeckten. Der »Krieg um die Familie« war entbrannt. Jetzt war mit einem Mal auch nicht mehr klar, wer oder was Familie ausmacht: Welche Beziehungsformen sind als Familie zu bezeichnen, welche nicht? Welche sind »normal«, welche abweichend, welche sind der staatlichen Anerkennung würdig, welche sollen finanzielle Förderung erhalten?

Heute, zu Beginn des 21. Jahrhunderts, ist die Situation weiter verworren. In der Praxis ist eine Vielfalt von Lebens-, Liebes- und Beziehungsformen entstanden, für die in den gewohnten Kategorien unseres Bewusstseins kein Raum vorgesehen ist. Vor allem durch die Entwicklung medizinischer Technologien werden Konstruktionen von Eltern-

schaft möglich, die alltägliche Lebensregeln auf den Kopf stellen und an fundamentale Überzeugungen und Grundwerte rühren, an den Kern unseres Menschenbildes und Weltbildes. Da gibt es Männer, die schwanger werden und ein Kind zur Welt bringen,¹ Frauen, die weit nach der Menopause Mütter werden, oder Frauen, die als Mütter infolge einer Eizellspende ihre eigenen Halbgeschwister großziehen.² Die Beispiele werfen ein Licht darauf, wie durch die biotechnische Verfügbarkeit von natürlichen Vorgängen traditionelle Familien- und Verwandtschaftsordnungen fundamental verändert werden. Auch wenn das Problem solch möglicher Formen von Familien in erster Linie ein ethisches ist, so konfrontieren diese Familienkonstruktionen mit Fragen, die die Institution Familie und die auf ihr aufruhenden Lebensbildungsprozesse betreffen: Wie verläuft der Identitätsbildungsprozess eines Kindes, das dadurch zustande kommt, dass ein Mann seine Samenzellen, eine Frau ihre Eizellen, eine dritte Frau ihre Gebärmutter zur Verfügung stellt und ein weiteres Paar schließlich die Elternpositionen besetzt? Was bedeutet es für den Identitätsbildungsprozess, durch künstliche Befruchtung entstanden, als Embryo eingefroren, zur vorgeburtlichen Adoption oder zur Embryonenspende freigegeben zu sein, mit Eltern aufzuwachsen, die nicht die leiblichen sind, und keine Informationen über den Samenspender und die Eizellspenderin zu haben?

Was wird aus den Beziehungen zwischen den Generationen, wenn das Einfrieren von Sperma oder von Embryonen es ermöglicht, den Zeitpunkt der Zeugung eines Kindes zu manipulieren oder durch entsprechende Hormonbehandlung oder mithilfe der Eizelle einer jüngeren Frau ein Kind haben zu können, so dass die bisher geltenden zeitlichen Grenzen der Fruchtbarkeit erweitert werden?

Welchen Sinn haben Verwandtschaftsbeziehungen noch, wenn es theoretisch genügt, die Hälfte eines durch In-vitro-Fertilisation entstandenen Embryos einzupflanzen, um ein Kind austragen zu lassen, und nichts verhindert, dass die andere Hälfte des Embryo Jahre später eingepflanzt wird, so dass ein echter Zwilling des Erstgeborenen entsteht?

Und was wird schließlich aus der historischen Form der bürgerlichen Familie, wenn Kinder ohne Eltern gezeugt werden, indem Frauen im Rahmen einer Leihmutterschaft künstlich befruchtet werden und sich dann für immer von ihrem Kind trennen?

1 Vgl. Rita Neubauer: »Wann ist ein Mann ein Mann«, in: Der Tagesspiegel vom 06.04.2008, <http://www.tagesspiegel.de/weltspiegel/wann-ist-ein-mann-ein-mann/1204590.html> vom 20.04.2010.

2 Vgl. Spiegel online: »Kanadierin spendet Eizellen für Tochter«, <http://www.spiegel.de/wissenschaft/mensch/0,1518,492341,00.html> vom 21.4.2010.

Auf diese Fragen können wir hier keine Antworten geben. Uns geht es in diesem Sammelband um eine Familienform, die vor diesem Hintergrund weniger radikal erscheint, gleichwohl aber auch in der gleichgeschlechtlichen Familie biologische und soziale Elemente durch Eingriffe in Bereiche der Fortpflanzung unterschiedlich kombiniert werden können. In Deutschland sind allerdings Kombinationsformen von Zeugungssubstanzen, die zu fragmentierter Elternschaft führen, durch das Embryonenschutzgesetz und durch das Gewebegesetz geregelt, z.T. verboten und unter Strafe gestellt. Aber unabhängig von der in Deutschland restriktiv geregelten Reproduktionsmedizin und den normativen Standards von Familie wie sie im Bürgerlichen Gesetzbuch (vgl. Buch IV) festgehalten sind, lassen sich im Bereich des faktischen Handelns verschiedene Konstellationen gleichgeschlechtlicher Familien unterscheiden. Da gibt es den schwulen Vater mit einem adoptierten Kind, der in einer Eingetragenen Lebenspartnerschaft lebt; das lesbische Paar, das mit Kindern aus einer früheren Ehe zusammenlebt; das gleichgeschlechtliche Paar, das ein Pflegekind aufgenommen hat, oder z.B. ein Lesben- und Schwulenpaar, das mit den gemeinsam gezeugten Kindern in einer sogenannten »Queer-Family«³ zusammenlebt. In diesen Varianten wird im Rahmen einer gleichgeschlechtlichen Paarbeziehung mit neuen Formen des Zusammenseins nach dem Modell der Stief-, Adoptions- oder Pflegefamilie experimentiert. Weitaus radikaler sind die uns vertrauten bürgerlichen Familienstrukturen in solchen gleichgeschlechtlichen Familien aufgelöst, in denen das gleichgeschlechtliche Paar auf moderne Reproduktionstechniken zurückgreift, um eine Familie zu gründen. Ein gleichgeschlechtliches Frauenpaar kann sich den Kinderwunsch erfüllen, indem es mithilfe eines bekannten oder unbekanntes Mannes, der seinen Samen zur Verfügung stellt, schwanger wird. Ein lesbisches Paar kann Familie im Rahmen einer geteilten biologischen Mutterschaft leben, indem eine der beiden Frauen als sogenannte »Tragemutter« den Embryo austrägt, der mithilfe einer Eizelle ihrer Partnerin und dem Samen eines (fremden) Mannes durch extrakorporale Befruchtung entstanden ist. Geteilte biologische Mutterschaft ist auch denkbar, indem beide Frauen die genetischen Mütter ihres Kindes werden. Das wird möglich, indem in die Eizelle der einen Frau das Zytoplasma (Zellflüssigkeit) einer Eizelle der Partnerin injiziert wird. Das auf dem Weg der Zellkerntransplantation entstandene Ei wird dann mit dem Samen eines Mannes befruchtet; ein Verfahren, das bisher allenfalls bei heterosexuellen Paaren mit medizinischer Indikation zur Debatte steht. Oder: Ein schwules Paar kann einen Samenspender und eine Ei-Spenderin

3 Im Glossar haben wir Fachbegriffe erläutert.

wählen (genetischer Vater und genetische Mutter) und eine dritte Person, der die befruchtete Eizelle eingepflanzt wird und die diese dann austrägt. In diesen Familienformen, in denen die biologischen Bedingungen von Paarung und Fortpflanzung, von Sexualität und Zeugung neu gestaltet werden, ist nicht nur die soziale, sondern auch die genetische und (austragende) biologische Elternschaft fragmentiert.

Auf den Strukturwandel von Familie, wie er sich in diesen verschiedenen Konstellationen einer gleichgeschlechtlichen Familie abzeichnet, hat die Familiensoziologie bisher mit der Auffassung reagiert, die Familie sei in der Krise oder bereits untergegangen. Angesichts der langen Geschichte der Familie und ihrer welthistorischen Universalität können diese Verkündigungen allerdings von einer seriösen Familienforschung nicht ernst genommen werden. Durchaus berechtigt sind aber die Fragen zum einen nach der Zukunft der Familie: Welche Folgen hat es für die Familienentwicklung, wenn feste Vorgaben von einst – verankert in Religion, Tradition und Biologie – immer mehr an Stärke und Verbindlichkeit einbüßen? Zum anderen bleiben Fragen zu beantworten, die das Selbstverständnis der Familiensoziologie als Fachdisziplin berühren: Was ist heute, nachdem weder die Vielfalt von Familie, ihre historische Relativität noch das Thema vom Abschied von der Familie die Probleme der Familiensoziologie sind, ihre erstrangige Aufgabe? Worin liegt ihre Entdeckungskompetenz? Wie kann sie neues soziales Wissen identifizieren? Was sind ihre erkenntnisleitenden Fragestellungen?

Antworten auf diese Fragen können wir nicht in umfassender Weise geben, zumal uns auch empirische Befunde fehlen, um gut begründet auf so Grundlegendes, wie in diesen Fragen aufgeworfen, verweisen zu können. Unser Vorhaben ist bescheidener. Wir werden einen Vorschlag unterbreiten, mit dem das zeitgenössische soziale Phänomen der gleichgeschlechtlichen Familie erschlossen, d.h. besser verstanden werden kann. Um diesen Vorschlag vorzubereiten, bedarf es einzelner Schritte. In einem ersten Abschnitt geht es um eine geschichtliche Betrachtung der Familie. Dabei machen wir uns aber weder den Gegenstand der historischen Familienforschung zu Eigen, die Familie durch die Zeiten hindurch in ihrer Vielfalt zu rekonstruieren, noch den der Verwandtschaftsethnologen, Familienstrukturen anderer Kulturen zu untersuchen. Wir streben keine Betrachtung geografischer oder historisch entlegener Formen der Institution Familie an, sondern wir konzentrieren uns auf eine familiäre »Sonderentwicklung« in Westeuropa: Es geht um die kulturelle Erfindung der bürgerlichen Familie, der in keiner anderen Gesellschaft solche Bedeutung beigemessen wurde. In unserer Darstellung der westeuropäischen Familienentwicklung beschränken wir uns, wenn auch nicht ganz ausschließlich, auf den Übergang von der traditionellen Haus-

gemeinschaft der europäischen Neuzeit zur bürgerlichen Familie im 18. und 19. Jahrhundert. Diese Familienform ist gekennzeichnet durch eine relativ freie Partnerwahl, geringen Altersabstand zwischen den Ehepartnern, durch die Kopplung von Ehe und Familie, durch eine Orientierung an neolokalen Wohnformen und durch eine klare komplementäre Aufgabenverteilung zwischen Ehemann und Ehefrau. Sie ist nicht zu vergleichen mit osteuropäischen Familienformen, etwa die der Balkanfamilie (z.B. serbische Zadruga) oder die der leibeigenen Bauernfamilien der großen russischen Güter. Über die in Osteuropa vorherrschenden Familienformen werden wir hier nicht berichten, ebenso nicht über das asiatische, nordamerikanische oder afrikanische Familiensystem. Das ist nicht Fokus dieses Buchs, auch kennen wir uns mit diesen Familienformen nicht aus.

In einem zweiten Schritt stellen wir ein theoretisches Konzept aus dem Bereich der Familiensoziologie vor, das Rekurs auf die westeuropäische Familienform, die bürgerliche Familie, nimmt, und das in Anbetracht des Strukturwandels von Familie, wie er sich in der gleichgeschlechtlichen Paarfamilie mit Kindern abzeichnet, als geradezu fragwürdig erscheint. Im Anschluss an diese Ausführungen werden wir mit Verweis auf ausgewählte empirische Befunde aus unseren materialfundierten Fallanalysen zur gleichgeschlechtlichen Familie eine Untersuchungsperspektive vorschlagen, die zweierlei beinhaltet. Zum einen scheint es für das Verständnis dieser familialen Sonderform hilfreich, trotz aller Skepsis und Zweifel gegenüber einem theoretischen Konzept, das ein Erklärungsmodell enthält, welches die Strukturen der bürgerlichen Familie beschreibt, dieses mit der Form der gleichgeschlechtlichen Familie in Beziehung zu setzen. Allerdings kann eine derartige strukturtheoretische Betrachtung, die auf die der Familie inhärenten Strukturen und deren Bedeutsamkeit bei der Herstellung einer Familienordnung fixiert bleibt, soziale Dimensionen nicht mit erfassen, die erhellend sind, um außerhalb von Familienstrukturen liegende Strategien des Herstellens von Familie (des »Doing Family«) entdecken zu können. Deshalb scheint es uns ratsam, so unentbehrlich wir auch ein Strukturmodell von Familie als Instrument zur soziologischen Analyse der gleichgeschlechtlichen Familie halten, diese Betrachtung um eine Perspektive zu erweitern, die ganz andere Themen berücksichtigt. Doch zuerst werden wir uns auf den Exkurs zur westeuropäischen Familienentwicklung konzentrieren, in deren Verlauf sich die bürgerliche Familie durch einen zunehmenden Bedeutungsverlust der Verwandtschaft bei der Wahl des Ehepartners herausgebildet hat.

Das Wort »Familie« hat sich in Deutschland erst seit dem 18. Jahrhundert durchgesetzt. Davor gab es für die Eltern-Kind-Gruppe im Sinne

der Kleinfamilie keine eigene Bezeichnung. Dass man kein Wort für diesen Einheitsverband hatte, spricht dafür, dass diesem auch keine besonders hervorgehobene soziale Bedeutung zukam. Wie kam es aber nun zur Herausbildung der Familie in ihrer monogamen und (relativ) egalitären Form? Was trug zur Entstehung der »Gattenfamilie«⁴ bei, in der ein Mann und eine Frau als Ehepaar relativ unabhängig vom Verwandtschaftssystem als Vater und Mutter in »verantworteter Elternschaft«⁵ die gemeinsam gezeugten Kinder großziehen? Bedeutsam für die Entfaltung der Kleinfamilie war die lange Phase der christlichen Dominanz in der europäischen Kultur des Mittelalters. Das Christentum hat früh zur Förderung der Monogamie und zum Abbau der verwandtschaftlichen Macht beigetragen. Der Historiker Jack Goody hat gezeigt, dass die Kirche durch eine erfolgreiche Machtpolitik ihre Stellung zu den weltlichen Oberschichten stärken konnte.⁶ Ein wichtiges Mittel war das Verbot der Verwandtenehen. Dort, wo die Verwandtenehe oder andere Formen verbotener Eheschließungen weiterhin praktiziert wurden, ließ sich die Kirche deren Bewilligung gut bezahlen (sogenannte Dispens-Ehen). Mit dieser kirchlichen Politik ist letztendlich die Eigenständigkeit des Paares gegenüber Verwandtschaft und der Herkunftsfamilie gestärkt worden und damit auch die Individualisierung der Partnerwahl erleichtert worden. Es galt jetzt, sich passend zum Inzesttabu und unabhängig von der Allianz-Politik der Familie in einer autonomen Entscheidung einen Partner zu suchen.

Lebensmittelpunkt war in der frühen Neuzeit für den Menschen die häusliche Gemeinschaft. Diese war keine »Familie« im modernen Sinn. Es standen hier nicht die Blutsverwandtschaft und die Kleinfamilie im Vordergrund, sondern die ökonomische Arbeitsgemeinschaft, zu der, neben der eigentlichen Kleinfamilie, bestehend aus Vater, Mutter und Kind(ern), auch ledige Verwandte und nichtverwandte Arbeitskräfte gehörten. Die Hausgemeinschaft war in erster Linie eine Wirtschafts- und Arbeitsgemeinschaft. Sexuelle oder emotionale Beziehungen standen nicht im Mittelpunkt. Erst mit der »Geburt der bürgerlichen Familie« am Ende des 18. Jahrhundert, als sich auch die Trennung von Wohnen und Arbeiten, von Privatheit und Familie durchsetzte, rückte das Ehepaar stärker in den Vordergrund. In allgemeinerer Hinsicht kam nun der Ge-

4 Emile Durkheim: »La famille conjugale«, in: *Revue Philosophique* 45 (1921), S. 1-14.

5 Franz Xaver Kaufmann: *Zukunft der Familie. Stabilität, Stabilitätsrisiken und Wandel der familialen Lebensformen sowie ihre gesellschaftlichen und politischen Bedingungen*, München: Beck 1990, S. 39ff., 82.

6 Vgl. Jack Goody: *Die Entwicklung von Ehe und Familie in Europa*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1989, S. 116ff.

fühlsbasis der Ehe eine besondere Bedeutung zu: Mutterliebe und Gattenliebe wurden im Sinn des »affektiven Individualismus«⁷ zu wesentlichen Pfeilern des Familienlebens. Im Zuge dieser Veränderungen wurde das Geschlechterverhältnis neu definiert, die moderne Aufteilung zwischen den Geschlechtern in die Zuständigkeit für das Affektive und das Kognitive hat hier ihren Ausgangspunkt. Die Historikerin Karin Hausen betont, dass die neuen Vorstellungen von Geschlechtsunterschieden zur Legitimierung der Trennung in die öffentlich-männliche und die häuslich-weibliche Sphäre beitrugen.⁸ An der Schwelle zum 19. Jahrhundert kamen also die Liebesehe und ein neues Geschlechterverhältnis zum Vorschein: zunächst nur im Bürgertum und auch nur als Ideal. Als universelles Familienmodell – eben die Kleinfamilie – setzte es sich bis zum Ende des 20. Jahrhunderts durch. Dominierte in der vorbürgerlich-traditionalen Gesellschaft noch die Lebensform der häuslichen Gemeinschaft, so entstand in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts das bürgerliche Leitbild der modernen Kleinfamilie, das seine Breitenwirkung 100 Jahre später voll entfaltete.

In struktureller Hinsicht brachte die Entwicklung der Familie eine Schwerpunktverlagerung vom Verwandtschaftsverband hin zur Kleinfamilie. Es gibt, abgesehen vom Endogamieverbot, keine Regel, wer mit wem eine Paarbeziehung eingehen und eine Familie gründen darf. Es gibt also keine bevorzugten Heiratspartner. Die Stellung der Verwandten (z.B. des Mutterbruders) bei der Partnerwahl ist weniger wichtig als in anderen Kulturen, wo im Regelfall die Gruppen es sind, die zählen und nicht die besonderen Verbindungen zwischen den Individuen. Während dort, wo das Paar sich nicht als autonome Einheit aus dem Verwandtschaftsverband herausgelöst hat und die über Gabe und Tausch gestifteten Allianzen im Vordergrund stehen, welche die Bildung von Kollektiven und deren Zusammenhalt garantieren, ist es im westlichen Familiensystem die über Blutsverwandtschaft geregelte Abstammung, von der alle weiteren Beziehungen abgeleitet sind. Mit Bezug auf die Herausbildung dieser Familienform hat die strukturelle Familiensoziologie ein theoretisches Modell entworfen, das die Merkmale beschreibt,

7 Vgl. Lawrence Stone: *The Family, Sex, and Marriage in England 1500-1800*, New York: Harper and Row 1977; Alan Macfarlane: *Marriage and love in England. Modes of reproduction 1300-1840*, Oxford: Blackwell 1986.

8 Karin Hausen: »Die Polarisierung der ›Geschlechtscharaktere‹ – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben«, in: Werner Conze (Hg.), *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas*, Stuttgart: Klett 1976, S. 363-393.

durch die das westeuropäische Familiensystem sich von außereuropäischen Familiensystemen unterscheidet.

Auf der Grundlage dieser theoretischen Perspektive kann Familie folgendermaßen beschrieben werden. Bei der Familie handelt es sich um einen triadischen Interaktionszusammenhang. Die Struktur der Triade ist bestimmt durch die Polarität der Geschlechter und durch eine Generationendifferenz. Zur Triade gehören insgesamt drei dyadische Beziehungen, die Vater-Kind-Beziehung, die Mutter-Kind-Beziehung und die Eltern- bzw. Paarbeziehung. Diese dyadischen Beziehungen, die zusammen eine Einheit bilden, schließen sich aber durch ein Spezifikum, nämlich »diffuse« Sozialbeziehungen zu sein, auch wechselseitig aus. Wer Teil einer Triade ist, z.B. als Mutter, als Vater oder als Kind, ist auch immer mit der Erfahrung konfrontiert, als Dazugehöriger gleichsam auch ein Ausgeschlossener zu sein. Denn das Diffuse, das das Spannungsmoment in die Triade hineinverlegt, besteht darin, in einer umfassenden Weise füreinander da zu sein. Die Beziehung, die man zueinander hat, ist nicht wie eine Rollenbeziehung auf spezifische Themen und Leistungen festgelegt. Damit hängt zusammen, dass Familienbeziehungen strukturell unkündbar sind, die Personen nicht austauschbar sind und eine affektive Solidarität (Liebe), ein umfassendes Vertrauen und eine körperliche Basis (Erotik) konstitutiv für diese Art von Beziehung sind. Der Anspruch aber, als ganze Individuen in seiner Besonderheit für die anderen relevant zu sein, kann nicht immer eingelöst werden. Denn wenn Vater und Kind zusammen sind, ist aus ihrer exklusiven Dyade die Mutter ausgeschlossen. Gleiches gilt für den Vater und das Kind. »Umfassende Zugehörigkeit und Geborgenheit ist also nicht zu haben ohne die gleichzeitige Erfahrung des Teilens des Unteilbaren und des Ausschlusses aus einer Beziehung zwischen zwei Personen, zu denen man gleichzeitig selbst eine exklusive Beziehung hat.«⁹ Die Herausforderung in Familienbeziehungen besteht darin, in der Einheit, eben der familialen Zusammengehörigkeit, die Unterschiedlichkeit der dyadischen Beziehungen zur Geltung zu bringen. Das kann gelingen, indem bei der Herstellung von Unterschieden zwischen den wechselseitig einander ausschließenden Dyaden auf die in der Familienstruktur selbst angelegten Grenzmarkierungen zurückgegriffen wird, über die Differenz erzeugt werden kann. Der Unterschied zwischen der Eltern-Dyade und der Kind-Dyade kann über Generationendifferenz und Sexualität hergestellt werden. Der Unterschied zwischen den Eltern-Kind-Dyaden, also zwischen

9 Kai-Olaf Maiwald: »Vom Schwinden der Väterlichkeit und ihrer bleibenden Bedeutung. Familiensoziologische Überlegungen«, in: Dieter Thomä (Hg.), Vaterlosigkeit. Geschichte und Gegenwart einer fixen Idee, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2010, S. 251-268, hier S. 263.

Vater-Kind-Dyade und Mutter-Kind-Dyade, kann bei Verschiedengeschlechtlichkeit des Elternpaares unter Rekurs auf Geschlechterdifferenzen markiert werden. Drei Strategien können hier in Anschlag gebracht werden.¹⁰ Eine Strategie der Differenzmarkierung ist die Aufführung komplementärer Geschlechterrollen, wie sie z.B. in der Arbeitsteilung des Elternpaares objektiviert werden (instrumentell und außenbezogen/expressiv und binnenbezogen). Gegengeschlechtliche Eltern dyaden können desweiteren sich als Exemulare unterschiedlicher Gattungen zur Geltung bringen, im Sinne von »wir sind anders als du, weil wir Männer sind und du eine Frau« (und umgekehrt). Der Vorteil, Differenz über Geschlechterunterschiede zur Geltung zu bringen, besteht darin, dass man nicht auf die Besonderheiten der Personen zurückgreifen muss, denn das würde die Gemeinsamkeitskommunikation erschweren. Wird der Geschlechtsunterschied betont, so hat der Ausschluss des Dritten wenig mit seiner Individualität zu tun. Die Verschiedenheit gegenüber dem Kind kann auch zum Ausdruck gebracht werden, indem Vater und Mutter ihre Besonderheit, Eltern zu sein, über »Väterlichkeit« und »Mütterlichkeit« definieren. Die Unterschiedlichkeit als Unterschied durch Rekurs auf die in den Familienbeziehungen angelegten Grenzen: Geschlecht, Generation und Sexualität zu repräsentieren, erleichtert es, die Balance zwischen Differenz und Gemeinsamkeit in der Familie zu finden. Wir fassen zusammen. Das Strukturmodell von Familie, das den Kern eines theoretischen Konzeptes von Familie ausmacht, beschreibt Familie als eine widersprüchliche Einheit einander ausschließender diffuser Sozialbeziehungen. Die Grundstruktur ist gekennzeichnet durch die Strukturmerkmale: Filiation und Konjugalität, also Eltern-Kind-Beziehung und (eheliche) Paarbeziehung. Der Zusammenhang von zwei Generationen und zwei verschiedenen Geschlechtern macht die Kernstruktur aus, wobei das Geschlechterverhältnis asymmetrisch-komplementär und das Generationsverhältnis hierarchisch organisiert ist, jedoch nicht im Sinne einer Machtbeziehung, sondern einer sozialisatorischen Verantwortungsbeziehung. Zu den idealtypischen Struktureigenschaften, an denen sich das familiäre Zusammenleben ausrichtet, gehören Ansprüche an Dauerhaftigkeit, Exklusivität und Verbindlichkeit.¹¹

10 Vgl. dazu auch ebd., S. 263-266.

11 Vgl. Ulrich Oevermann: »Die Soziologie der Generationenbeziehungen und der historischen Generationen aus strukturalistischer Sicht und ihre Bedeutung für die Schulpädagogik«, in: Rolf-Torsten Kramer/Werner Helsper/Susanne Busse (Hg.), Pädagogische Generationsbeziehungen, Opladen: Leske + Budrich 2001, S. 78-128; Tilmann Allert: Familie als unverwüstliche Lebensform, Berlin, New York: de Gruyter 1998.

Angesichts des Strukturwandels der Familie mit einem derartigen theoretischen Konzept familiales Zusammenleben erklären zu wollen, scheint zurecht fragwürdig. Denn seit dem letzten Drittel des 20. Jahrhunderts ist das Leitbild der bürgerlichen Familie erschüttert. Es hat an faktischer Verbreitung eingebüßt. Neue Familienformen sind entstanden, in denen die Struktureigenschaften und Strukturmerkmale der Familie, so wie sie im theoretischen Modell der Kernfamilie beschrieben sind, nicht mehr in Erscheinung treten. In der Stieffamilie oder in der Familie Alleinerziehender haben sich kleinfamiliale Strukturen aufgelöst. Dieser Geltungsverlust zeichnet sich mittlerweile auch in ganz neuen Formen elterlicher Sozialisation ab. Tilmann Allert beschreibt einen Trend in der Familienpolitik: Eltern, deren Arbeitsplatz bedingungslose Präsenzbereitschaft fordert, von Erziehungsaufgaben zu entlasten und stattdessen Angebote öffentlicher Kinderbetreuung bereitzustellen. »Nicht etwa die relative Unsichtbarkeit eines permanent beschäftigten Vaters, vielmehr die Undurchsichtigkeit der Elternschaft bestimmt den kindlichen Bildungsprozess.« In dem Maße, wie die Eltern sozialisatorisch verschwinden, wandelt sich die Hypothese von der »vaterlosen Gesellschaft« zur »elternlosen Gesellschaft«. ¹² Auf einen radikalen Wandel deuten auch Anzeichen einer Stärkung matrilineareren Tendenzen und einer relativen Schwächung der Konjugalität, denn immer häufiger wird Mutterschaft ohne klassische Familienkonstellation konstruiert oder fortgesetzt. So berichten Fachleute der Kinder- und Jugendhilfe, dass es in strukturschwachen Regionen Ostdeutschlands zunehmend zu einem Lebensziel junger Frauen werde, nach einem gescheiterten Schulabschluss ein Kind zu bekommen, sich diesem in einer gesellschaftlich anerkannten Rolle zu widmen und von Erziehungsgeld und Hartz IV zu leben. Männer sind in diesem Lebensentwurf als dauerhaft Anwesende nicht vorgesehen. ¹³ Indizien für »tektonische Verschiebungen« im Bereich der Familienorganisation liefern auch Paare, die in ihre Biografieplanung von vornherein die reproduktiven Technologien vorsehen, erst einmal ihre berufliche Karriere verfolgen und zu einem späteren Zeitpunkt mithilfe reproduktionsmedizinischer Interventionen die Familie gründen. ¹⁴ Ebenso wie in diesen genannten familialen Sonderentwicklungen belegt die fak-

12 Tilmann Allert: »Die Sorge hat keine Adresse mehr«, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 15.8.2009.

13 Vgl. Dorett Funcke/Bruno Hildenbrand: Unkonventionelle Familien in Beratung und Therapie, Heidelberg: Carl-Auer Verlag 2009, S. 28.

14 Vgl. Sabine Hess: »Flexible reproduktive Biografisierung. Zum Kindermachen im Zeitalter biopolitischer Möglichkeiten – von Zeugungsstreiks und Spielermentalitäten«, in: Stefan Beck u.a. (Hg.), Verwandtschaft machen. Reproduktionsmedizin und Adoption in Deutschland und der Türkei. Münster: LIT-Verlag 2007, S. 109-123.

tische Realität der gleichgeschlechtlichen Familie den Enttraditionalisierungsprozess im familialen Bereich. Das System der Zwei- bzw. Verschiedengeschlechtlichkeit ist durch das der Gleichgeschlechtlichkeit abgelöst, Vaterschaft und Mutterschaft sind mit der Gattenfunktion nicht mehr verbunden und die biologische und die soziale Reproduktionstria-de fallen nicht mehr zusammen und sind in manchen Varianten derart fragmentiert, dass nicht immer eindeutig festgelegt ist, wer Vater und Mutter ist.

Familiensoziologen, die infolge des Strukturwandels der Familie an einer Theorie festhalten, die auf bürgerliche Familienstrukturen Rekurs nimmt, und neueren Familienentwicklungen nicht mit Konzepten nachkommen, die z.B. Paarbeziehung und Eltern-Kind-Beziehung voneinander entkoppelt betrachten, die Mutter-Kind-Beziehung als »irreduktiblen Kern«¹⁵ aller Familienbildung ansehen oder die Familiensoziologie zur Soziologie privater Lebensformen oder Lebensführung¹⁶ bzw. Soziologie persönlicher Beziehungen¹⁷ erklären, sehen sich nicht selten dem Vorwurf ausgesetzt, sich als Hinterwäldler im Denken noch in den Bahnen alter Traditionen zu bewegen. Zu einer solchen Meinung kann es allerdings nur dann kommen, wenn die im theoretischen Konzept der Kernfamilie beschriebenen Familienstrukturen und die empirischen Konkretionen gleichgesetzt werden und man fixiert ist auf das Personal eines Systems. Will man diesen Schritt vermeiden, so ist eine radikale Unterscheidung zwischen dem analytischen Konstrukt der Kernfamilie, zu dem ein Strukturmodell von Familie gehört, und den empirischen Veräußerungen von Familie erforderlich. Zu unterscheiden ist zwischen theoretischer Abstraktion und Realität. Wird übersehen, dass das Modell als Kern eines theoretischen Konzeptes von Familie nicht die Wirklichkeit meint, sondern es sich hierbei um einen Hypothesenzusammenhang handelt, dem als heuristisches Instrument die Funktion eines »Sehinstrumentes« zukommt, dann ist durch diese Blicktrübung der Boden für

15 Rolf Eickelpasch: »Ist die Kernfamilie universal? Zur Kritik eines ethnozentrischen Familienbegriffs«, in: Zeitschrift für Soziologie 3 (1974), S. 323-338; vgl. auch Hartmann Tyrell: »Die Familie als ›Urinstitution‹. Neuerliche spekulative Überlegungen zu einer alten Frage«, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 30 (1976), S. 611-651.

16 Vgl. Norbert F. Schneider/Doris Rosenkranz/Ruth Limmer: Nichtkonventionelle Lebensformen. Entstehung – Entwicklung – Konsequenzen, Opladen: Leske + Budrich 1998; Heike Matthias-Bleck: »Soziologie der Lebensformen und der privaten Lebensführung. Anmerkungen zu Werner Schneiders Soziologie des Privaten«, in: Soziale Welt 53 (2002), S. 423-436.

17 Karl Lenz: »Familie – Abschied von einem Begriff?«, in: Erwägen, Wissen, Ethik 14 (2003), S. 485-498.

den Vorwurf bereitet, man habe einen bürgerlichen Familienbegriff. Bei dem Strukturmodell handelt es sich aber nicht um eine Art Abziehbild der Familienform, der in keiner anderen Gesellschaft eine so zentrale Bedeutung beigemessen wurde wie in der Westeuropas. Sondern es handelt sich um einen Beschreibungszusammenhang, der ins Innerste des Interaktionszusammenhanges des sozialen Systems Familie einführt und Strukturmerkmale und Struktureigenschaften benennt, nach denen im Gehäuse des uns als Normalfamilie bekannten Lebenszusammenhanges Ordnung eingerichtet wurde. Mit diesem Konstrukt, das auf der Ebene der Abstraktion angesiedelt ist, kann man nun in Anbetracht einer radikalen Umstrukturierung im Bereich der Familie, die vom alten Gehäuse der bürgerlichen Familie nicht mehr viel übrig lässt, auf zweierlei Art verfahren. Man kann mit Blick auf die familiäre Vielfalt sich eines derartigen Erkenntnisystems, das als Referenz die bürgerliche Familie (»Normalfamilie«) hat, aber eben nicht in ihr aufgeht, mit dem Argument entledigen, die Wirklichkeit, auf die es verweist, ist nicht mehr die von Akteuren, die z.B. in einer Stieffamilie, Adoptivfamilie, gleichgeschlechtlichen Pflegefamilie, einer »Queer-Family« oder einer gleichgeschlechtlichen Inseminationsfamilie zusammenleben. Ein anderer Weg wäre, mit Blick auf die neuen Variationen familialen Zusammenlebens nicht auch gleich das Strukturmodell, das Familie als triadischen Interaktionszusammenhang begreift, über Bord gehen zu lassen, nur weil die Familie nicht mehr in der Ausdrucksgestalt der bürgerlichen Familie erscheint. Sondern eine Alternative bestände darin, an die neuen empirischen Formen von Familie die Frage heranzutragen: Ob denn, auch wenn die »Familie« so ganz anders aussieht als die der bürgerlichen, der Ort Familie, wie immer er auch im Einzelnen ausgestaltet sein mag und von den Akteuren mit Sinn versehen wird, nicht immer unter Rekurs auf die im Strukturmodell beschriebenen Merkmale (Geschlechterpolarität, Generationendifferenz) und Eigenschaften (Dauerhaftigkeit, Exklusivität, Verbindlichkeit) eingerichtet wird. Eine familiensoziologische Analyse, die das vorrätige strukturtheoretische Konzept der Kernfamilie so reinterpretiert und es nicht gleich deshalb außer Betracht lässt, da die »traditionale« Gestalt von Familie am Verschwinden ist, könnte sich der folgenden Aufgabe annehmen: Familienkonstellationen, die nicht mehr das Korsett der bürgerlichen Familie tragen, darauf hin zu rekonstruieren, wie die Akteure eingebettet in verschiedene Bedingungsrahmen (Finanzierung, Gesetzeslage, Medizintechnik, sozialräumliche Gegebenheiten, historische Zeit etc.) und ausgestattet mit Dispositionen den Ort Familie gestalten. Dabei geht es nicht darum, die Evidenz des Strukturmodells, also das, was auf der Ebene der Abstraktion als theoretisches Konzept angesiedelt ist, in der Realität zu suchen. Nicht Subsumtion ei-

ner Familienkonstellation unter vorgefasste theoretische Bausteine ist das Ziel. Sondern eine spezifische Familienform stände auf dem Prüfstein als Exposition eines theoretischen Arguments, hier in Gestalt des Konzepts von der Kernfamilie. Dem Vorwurf der Zirkularität, man rechtfertige über die Analysen spezifischer Familien das erkenntnistheoretische System der Kernfamilie, da jede Rekonstruktionsleistung die Richtigkeit des strukturtheoretischen Konzeptes voraussetze, wäre folgendermaßen Widerstand entgegenzusetzen: über Analysen, die weder Paraphrasen noch Illustrationen sind, sondern theoretisch raffinierte Lektüren, in denen über die Sprache des Falles im Lichte der jeweiligen fallspezifischen Besonderheit die Objektivität von Strukturmerkmalen und Struktureigenschaften von Familie begreifbar werden.

Wir haben nun am sozialen Phänomen der gleichgeschlechtlichen Familie über empirische Analysen die Erkenntnis gewonnen, dass trotz des familialen Neuarrangements, in dem die zeugende Sexualität verworfen und die Geschlechterdifferenz umgangen wird, keineswegs alles dafür spricht, dass sich an den Fundamentalstrukturen, wie sie in der bürgerlichen Familie zur Geltung kommen, nicht mehr orientiert wird. Der Versuch, der der gleichgeschlechtlichen Familie zugrunde liegt, sich nicht auf basale Dimensionen der »Normalfamilie«, wie die der sexuellen Polarität fixieren zu lassen, führt nicht dazu, dass bei der Herstellung einer Familienordnung Strukturen der bürgerlichen Familie, obwohl sie nicht mehr manifest werden, ihre Orientierungsverbindlichkeit verlieren. Wir möchten diese Erkenntnis mit ein paar ausgewählten Beobachtungen belegen. Es handelt sich dabei um Beispiele, die zeigen, wie die Beteiligten in einer gleichgeschlechtlichen Familie unter der Bedingung von Gleichgeschlechtlichkeit und fehlender genealogischer Verbundenheit Unterschiede und Gemeinsamkeiten nach dem Muster der bürgerlichen Familie inszenieren, ohne auf das Gehäuse der bürgerlichen Familie zurückgreifen zu können.

Gleichgeschlechtlichen Elternpaaren, die mit Kindern zusammenleben, ist nicht möglich, sich über biologisch begründete Handlungsweisen als Einheit zu definieren. Gleichwohl ihnen nun aber diese Ressource der Biologie fehlt, um qua Konjugalität und blutsverwandtschaftlicher Abstammung wie selbstverständlich sich als zusammengehörig zu bestimmen, kann man Ähnlichkeitskonstruktionen beobachten, die darauf zielen, das biologisch und sozial fragmentierte als Einheit zusammenzubringen. Man kann Strategien der Annäherung an Prozesse der biologischen Familiengründung beobachten. Frauenpaare, die mithilfe einer Fremdsamenspende planen, eine Familie zu gründen, bevorzugen bei der Spendersamenwahl, die nach Datenbankkriterien (Hautfarbe, Haarfarbe, Augenfarbe, Größe und Gewicht sowie Zusatzinformationen

zur Ausbildung, Beruf und Herkunft des Spenders) erfolgt, in der Regel einen Spender, der vom Aussehen her zu dem Äußeren der Frau passt, die das Kind nicht zur Welt bringen wird und an der Seite der leiblichen Mutter, ohne mit dem Kind biologisch verwandt zu sein, eine Elternposition ausfüllen wird. In solchen gleichgeschlechtlichen Familienkonstellationen, in denen die biologisch mit dem Kind nicht verwandte Partnerin eine Stützung erfahren soll, scheint es darum zu gehen, durch die künstlich konstruierte Ähnlichkeit eine Nähe zu markieren, die es praktisch gar nicht gibt. Es geht um die Erzeugung der Illusion einer biogenetisch vollkommenen Verwandtschaft, die nicht Ausdruck ist, man habe die natürliche Paarlogik und Paarpraxis extrem verlassen. Wir haben in unseren Gesprächen mit gleichgeschlechtlichen Frauenpaaren auch die Erfahrung gemacht, dass nicht selten auch eine genetische Ähnlichkeit zwischen den Kindern gewünscht ist. Ein zweites Kind z.B. soll mithilfe des gleichen Samenspenders gezeugt werden, um die Kinder »enger zusammenzubringen«. Über diese Strategie, die nach der Logik der Blutsverwandtschaft eine blutsverwandtschaftliche Geschwisterbeziehung konstruiert, soll zum einen verhindert werden, dass die Kinder zuschreibbare Differenzen gegeneinander verwenden und ihnen zum anderen ermöglichen, nach außen hin und untereinander über Austauschprozesse gemeinschaftsfähig zu sein.

Wie machen die gleichgeschlechtlichen Eltern dyaden nun aber Unterschiede in ihrer Beziehung zum Kind? Da bei der Herstellung von Unterschieden zwischen den Eltern gegenüber dem Kind aufgrund der Gleichgeschlechtlichkeit nicht auf die Differenz der Geschlechter zurückgegriffen werden kann, muss der Bedarf, Differenzen herzustellen, der von Familienstrukturen ausgeht, über andere Strategien hergestellt werden. Fündig wird man bei der Suche nach Indikatoren, die auf eine Differenzkommunikation bei gleichgeschlechtlichen Familien verweisen, mit Blick auf den Prozess der Arbeitsteilung und mit Blick auf die Terminologie, die verwendet wird, um soziale Beziehungen zu regeln. Zum ersten Punkt: Trotz der beanspruchten Norm vieler gleichgeschlechtlicher Paare, sich im Vergleich zu heterosexuellen Paaren egalitärer in Prozesse der Kindererziehung und der Verteilung der Hausarbeit zu teilen, sieht die Praxis in der Regel doch anders aus. Nicht selten ist folgendes der Fall: Während z.B. in verschiedengeschlechtlich traditionell organisierten Elternbeziehungen eine Strategie der Differenzmarkierung darin besteht, komplementäre Geschlechtsrollen über die Arbeitsteilung zur Geltung zu bringen, so sieht es bei gleichgeschlechtlichen Elternpaaren so viel anders nicht aus. Nur kann bei der Organisation der Arbeitsteilung aufgrund der Geschlechtshomogenität Differenz nicht durch Bezug auf die Geschlechtszugehörigkeit hergestellt werden. Son-

dem die Komplementarität wird geregelt über die Kategorie der biologischen Verwandtschaft mit dem Kind. Derjenige Teil des Elternpaares, der mit dem Kind nicht verwandt ist bzw. von der Biologie her gesehen am weitesten vom Kind entfernt ist, versucht, diesen »Mangel« einer biologischen Ressource durch die Herstellung von Nähe auszugleichen. So kann man nicht selten beobachten, dass es die biologischen Mütter sind, die wie ein leiblicher Vater in der »Normalfamilie« die Hauptsorge für den Lebensunterhalt der Familie übernehmen, während die sozialen Mütter auf den Binnenraum der Familie konzentriert sind und emotional das Kind in alltäglichen Angelegenheiten unterstützen. Es ist uns bewusst, dass wir die Dinge hier überzeichnen und dass keinesfalls diese Organisationsweisen für alle gleichgeschlechtlichen Familienkonstellationen gleichermaßen gelten. Doch wollen wir mit dieser Typisierung eine Tendenz zum Ausdruck bringen, die, wenn sie sich auch in den Familien verschieden deutlich abzeichnet, eine Beobachtungstatsache ist. Zum zweiten Punkt: Durch die Anredeform erfolgt in vielen uns bekannten gleichgeschlechtlichen Familien eine symbolische Differenzierung. Die Art und Weise, wie über die Terminologie Differenz erzeugt wird, ähnelt sich. Auffällig ist, dass häufig nur Kategorien aus dem familialen Bereich gewählt werden. Weder erfolgt die Benennung des gleichgeschlechtlichen Elternpaares über die Vornamen, noch wird die Variante gewählt, die die Eltern bzw. den sozialen Elternteil in den Status von Leuten hebt, die zur Verwandtschaft gehören (z.B. Tante, Onkel). In den meisten Fällen wird keine Benennungsalternative relevant, die den biologisch nicht mit dem Kind verwandten Elternteil aus der Familie heraushält bzw. sie außerhalb des Verwandtschaftssystems platziert. Differenz wird erzeugt über eine Benennungspraxis, die bisher den leiblichen Eltern vorbehalten war. Gleichgeschlechtliche männliche Eltern werden bevorzugt mit »Papa« und »Papi«, weibliche gleichgeschlechtliche Paare mit »Mama« und »Mami« angesprochen. Dieser über die familiale Anredeformel symbolisch markierte kleine Unterschied zwischen den sich qua Geschlecht nicht unterscheidenden Personen, die durch die Generationengrenze zu den Erwachsenen in der Triade gehören, schließt, auch wenn der Kontrast nur minimal ist, folgende Chance ein: Das Paar kann, auch wenn es das Kind nicht über den natürlichen Prozess gemeinsam gezeugt hat, gegenüber dem Kind seine Gemeinsamkeit, nämlich für es Eltern zu sein, vertreten. Es geht um die Herstellung von Differenz, aber so, dass trotz aller dyadischer Grenzmarkierungen das Paar sich in seiner Einheit, Eltern zu sein, präsentieren kann.

Diese Beispiele, die Erkenntnisse illustrieren, die das Ergebnis von Deutungsprozessen sind, die wir im Laufe unserer Beschäftigung mit

gleichgeschlechtlichen Familien durchlaufen haben, regen zu folgender Vermutung an. Da auch unkonventionelle Familienstrukturen der gleichgeschlechtlichen Familie, in der Paar- und Eltern-Kind-Beziehung zu einer widersprüchlichen Einheit einander wechselseitig ausschließender Dyaden im Rahmen von Gleichgeschlechtlichkeit und fehlender biogenetischen Verbundenheit verschränkt sind, Strategien der Differenz- und Einheitskommunikation nach dem Muster der bürgerlichen Familie evozieren, liegt keinesfalls nahe, dem analytischen Konzept der Kernfamilie als heuristischem Instrument seine Geltung zu entziehen. Die empirischen Befunde widerlegen nicht die explanative Kraft des theoretischen Modells, das vom Strukturgebilde der Triade ausgeht. Diese Überlegungen haben aufgrund eines noch fehlenden materialfundierten Unterbaus, aus dem weitere Argumente zur Festigung dieses Standpunktes abgeleitet werden könnten, den vorläufigen Status einer Hypothese. Gut begründen können wir aber unser Plädoyer, vorerst keine radikale Neubestimmung eines Familienbegriffes anzustrengen, die, ohne die Erschließungskraft des theoretischen Konzepts der Kernfamilie geprüft zu haben, auf Konzepte abhebt, die triadische Zusammenhänge vernachlässigt. Allerdings halten wir es auch nicht für ratsam, bei der Erschließung der zeitgenössischen Familienform der gleichgeschlechtlichen Familie auf einen Theoriebaustein fixiert zu bleiben, der auf die Binnenstruktur von Familienbeziehungen allein abhebt. Trotz der – wie empirisch noch weiter zu begründen offen ist – Unentbehrlichkeit des Theoriekonzeptes der Kernfamilie mit dem Strukturmodell der Triade muss man sich freilich bewusst bleiben, dass, wie Raymond Boudon schreibt, »sie [die Modelle] nie die ganze Realität wiedergeben«.¹⁸ Für die methodische Erschließung des sozialen Phänomens der gleichgeschlechtlichen Familie kann das zum einen heißen, bei der Analyse der Struktur, die den Kern einer Familie ausmacht, immer klar zwischen Modell und tatsächlicher Familienkonstellation zu unterscheiden. Zum anderen ist es ratsam, Konzepte in Anschlag zu bringen, die etwas anderes als die Bedeutsamkeit von Familienstrukturen herausstellen und somit ermöglichen, Vereinseitigungen aufzuheben. Das kann z.B. erreicht werden, indem Grenzen von Fachrichtungen überschritten werden.¹⁹ So empfiehlt sich z.B. Aspekte, die in der Familiensoziologie behandelt werden (Geschlecht, Generation, sozialisatorische Triade, Ehe, Trennung, Wiederverheiratung etc.), mit Konzepten aus der Verwandtschaftsethnologie zu verbinden, die sich mit sozialen Dimensionen auskennt. Über den An-

18 Raymond Boudon: *La Place du Désordre. Critique des théories du changement social*, Paris: Presses Universitaires de France 1984, S. 218.

19 Vgl. Martine Segalen: *Die Familie. Geschichte, Soziologie, Anthropologie*, Frankfurt a.M., New York: Campus 1990.

schluss an diese Fachdisziplin rückt die Bedeutung von Symbolen durch die Analyse von beispielsweise Ritualen und Praktiken wie Familienfesten in den Vordergrund. Auch geraten ins Zentrum der Analyse Fragen derart, wer zu welchen Anlässen Geschenke von wem erwarten darf und bekommt. Auch sensibilisiert ein Blick über den Tellerrand für verwandtschaftliche Konstruktionsweisen. Getroffene Regelungen hinsichtlich Besitz bzw. Eigentum, Zugang zu Ressourcen, Erbrecht und Wohnrecht werden verstärkt analytisch bedeutsam. Während der strukturtheoretische Zugang im Anschluss an das theoretische Konzept der Kernfamilie aus dem Fachbereich der soziologischen Familienforschung den Schwerpunkt auf die Binnenstruktur der Familie legt, betont die ethnologische Untersuchungsperspektive die Bedeutsamkeit des sozialen Charakters von Familie und Verwandtschaft.

Mikroanalytische Studien, die beide Sichtweisen, die soziologische und die ethnologische, miteinander kombinieren, stehen noch aus. Demzufolge fehlt es momentan auch noch an solchen Darstellungen zur gleichgeschlechtlichen Familie, die weniger das Produkt direkter Beobachtung einer Ordnung in der empirischen Realität sind, als die analytische und folglich auch sprachliche Leistung dessen, der die Fakten zu einer lesbaren Geschichte der gleichgeschlechtlichen Familie arrangiert. Auf diesem Wege, wo es darum geht, für die Realität dieser unkonventionellen Familie eine über Vergleich, Induktion und Analyse gewonnene Darstellung zu finden, ist es auch denkbar, dass die Familienforschung nicht einfach die Welt der Akteure dieser Familie dupliziert, sondern ihnen die Chance bietet, ihrerseits neue Einsichten zu gewinnen.

Zu den Beiträgen

Demographie: Der Band wird von *Bernd Eggen* mit einem demographischen Überblick über die soziale Lage gleichgeschlechtlicher Lebensgemeinschaften mit und ohne Kinder in Deutschland eröffnet. Mit den Möglichkeiten des Mikrozensus, der europaweit größten repräsentativen Bevölkerungsstichprobe, beschreibt Eggen die Sozialstruktur dieser seltenen Familienform. Dabei geht es ihm darum, das strukturell Spezifische dieser Familie, die aber ähnlich vielfältig wie andere Lebensweisen sei, als Unterschied, der ein Unterschied und kein Defizit ist, darzustellen.

Im Anschluss daran stellen *Martina Rupp* und *Andrea Dürnberger* die Ergebnisse ihrer am Staatsinstitut für Familienforschung an der Universität Bamberg durchgeführten Untersuchung dar. Im Rahmen dieser Studie wurden 767 Familien mit insgesamt 852 Kindern erfasst, darunter

57 Männerpaare mit Kindern. Auf der Grundlage dieser Datenbasis beschreiben die Autorinnen die Lebenssituation von Kindern in gleichgeschlechtlichen Lebensgemeinschaften. Sowohl die Alltagsgestaltung als auch die Eltern-Kind-Beziehung stehen dabei im Zentrum. Eine weitere zentrale Fragestellung ist, wie sich die Ausgestaltung von rechtlichen Rahmenbedingungen auf die Eltern-Kind-Beziehung und die Lebensbedingungen der Kinder auswirkt. In diesem Zusammenhang interessieren die formalen und informellen Regelungen der Eltern-Kind-Beziehung einerseits und die Entstehungsgeschichte dieser unkonventionellen Familienform sowie ihre Konsequenzen für alle beteiligten Personen.

Medizin: Im zweiten Kapitel beschreibt *Thomas Katzorke* medizinisch-technische Möglichkeiten, die es gleichgeschlechtlichen Paaren erlauben, den Kinderwunsch zu erfüllen. Die Reproduktionsmedizin hat verschiedene Techniken entwickelt, die die Zeugung eines Kindes ermöglichen. Das Spektrum reicht von weniger invasiven Verfahren wie das der Insemination, das Einbringen von Fremdsamen in den weiblichen Genitaltrakt, bis hin zu reproduktionsmedizinischen Behandlungen, die massiv in den menschlichen Körper eingreifen und wie bei anderen chirurgischen Eingriffen auch mit Risiken verbunden sind. Katzorkes Skizze der reproduktionsmedizinischen Interventionen wird ergänzt um zwei in Deutschland verbotene Praktiken, die in das herkömmliche Verhältnis von Elternschaft und Abstammung eingreifen: die Leihmutterchaft und die Eizellspende.

Recht: Die nächsten Kapitel befassen sich mit den rechtlichen Gegebenheiten. *Friederike Wapler* untersucht in ihrem Beitrag die Familiengründungsrechte und das bestehende Recht, im Rahmen der Gleichgeschlechtlichkeit Familie zu gestalten, unter verfassungsrechtlichen Gesichtspunkten. Zentrale Fragen kreisen um die Themen, wie die Wege der Familienbildung über die Adoption und die assistierte Reproduktion mit dem Kindeswohl vereinbar sind. Diskutiert werden in diesem Zusammenhang Fragen, die das Recht des Kindes auf Kenntnis seiner Abstammung betreffen. Das Ziel, das Wapler mit den sehr differenzierten Ausführungen zu den rechtlichen Bedingungen für gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften verfolgt, ist, aus verfassungsrechtlicher Perspektive die Gestaltungsspielräume der Politik und ihre Grenzen aufzuzeigen.

Nina Dethloff behandelt die Frage, wie die intentionale Elternschaft eines lesbischen Paares rechtlich abgesichert werden kann. In einem ersten Teil wird die in Deutschland geltende Rechtsordnung geschildert. Im Zentrum stehen das 2001 in Kraft getretene Lebenspartnerschaftsgesetz

und die seitdem mögliche Stiefkindadoption. In einem zweiten Teil erfolgt ein Überblick über die Entwicklung und die Rechtslage in ausländischen Rechtsordnungen. Der Beitrag schließt mit einem Ausblick auf Perspektiven für Reformen im deutschen Recht.

Ethik: Im Anschluss zeichnet *Eric Blyth* in seinem Beitrag, der juristische Entwicklungen ethisch hinterfragt, einen für lesbische Elternschaft zentralen Teil der öffentlichen Diskussion um die englische Gesetzgebung nach. Im Zentrum seiner Ausführungen steht die in Großbritannien geführte Debatte über die »Notwendigkeit eines Vaters für das Kind«, die schließlich ihren Ausdruck in den seit Oktober 2009 wirksamen gesetzlichen Bestimmungen fand, welche die Diskriminierung lesbischer Frauen, die sich künstlich befruchten lassen wollen, in Großbritannien formal beendet haben.

Guido Pennings provoziert, indem er homophobe Reaktionen als intuitive und häufig wenig reflektierte Haltungen darstellt. Er zeigt auf, dass starke moralische Vorbehalte dazu führen, dass wissenschaftliche Erkenntnisse geleugnet und Glaubenssätze nicht hinterfragt werden. Darüber hinaus spricht Pennings sich für eine Differenzierung bei der Definition des Begriffs »Kindeswohl« aus und führt den Begriff des »relativen Wohlergehens« ein, der dann erreicht ist, wenn es kein hohes Risiko einer ernsthaften Schädigung gibt, bzw. wenn davon ausgegangen werden kann, dass die zu zeugende Person ein menschlich wertvolles Leben verwirklichen kann.

Psychologie: *Lisa Herrmann-Green* und *Monika Herrmann-Green* beschreiben Familienbildungsprozesse von lesbischen Paaren, die mithilfe eines Samenspenders eine Familie gegründet haben. Im Zentrum stehen Strategien (Arbeitsteilung, Benennungsformen, Aufklärungsstrategien, die Integration von Männern in die Familie, Umgangsweisen mit dem Samenspender) der Herstellung von Elternschaft unter der Bedingung der Gleichgeschlechtlichkeit.

Einen Überblick über die psychologische Entwicklung von Kindern, die mithilfe einer Samenspende gezeugt wurden und bei lesbischen Eltern aufwachsen, geben *Joanna Scheib* und *Paul Hastings*. Die Autoren gehen der Frage nach, inwieweit sich die sexuelle Orientierung der Eltern auf die Kinder auswirkt, und sie untersuchen psychische Prozesse, z.B. die Belastung für die Eltern, sowie die Qualität von Beziehungen in den Familien. Die diskutierten Ergebnisse stammen aus Studien, die mit Menschen aus Spendersamen im Kindes-, Jugend- und jungen Erwachsenenalter durchgeführt wurden. Die Autoren fragen auch, wie es um das Wohl des Kindes und späteren Erwachsenen bestellt ist, wenn in der

Familie offen über seine Zeugung gesprochen wird bzw. diese ein Tabuthema darstellt.

Soziologie: Gegenstand des Beitrages von *Dorett Funcke* ist die gleichgeschlechtliche Pflegefamilie. Im Rahmen einer biografisch akzentuierten Forschung wird über den methodischen Zugang der fallrekonstruktiven Familienforschung ein Fallbeispiel analysiert. Deutlich wird an den sozialen Praktiken und Interaktionsdynamiken, dass bei der Herstellung von Familie im Rahmen von Gleichgeschlechtlichkeit und Pflegeverhältnis die Orientierungsmuster der bürgerlichen »Normalfamilie« keineswegs an Orientierungsverbindlichkeit eingebüßt haben.

Beratung und Therapie: Die nächsten drei Beiträge beschreiben Vorgehensweisen der Beratung und Therapie von homosexuellen Paaren mit Kinderwunsch bzw. mit Kindern. *Petra Thorn* vertritt die Auffassung, dass in Deutschland lebende lesbische Mütter Pioniere einer neuen Familienform sind, für die kaum Vorbilder oder gesellschaftlich akzeptierte Normen zur Verfügung stehen, die ihnen als Orientierung dienen könnten. Vielmehr stehen sie vor der Aufgabe, sich als eine unkonventionelle Familie eigener Art zu begreifen. Thorn spricht sich für eine Beratung vor der Insemination aus, damit die Paare die Möglichkeit erhalten, auf der Grundlage umfassender Informationen gut begründet eine Entscheidung zu treffen.

Valory Mitchell und *Robert-Jay Green* beschreiben aus amerikanischer Sicht die psychologischen und sozialen Herausforderungen, denen homosexuelle Paare mit Kinderwunsch sich gegenübersehen und machen Vorschläge, wie diese bewältigt werden können. Geschildert wird der lange Weg von der ersten Entscheidung bis zur schwulen bzw. lesbischen Elternschaft anhand eines Phasenmodells. Des Weiteren stellen die Autoren eine konditionelle Matrix vor, die Therapeuten helfen kann, die Einbettungsverhältnisse, welche die Familiendynamik beeinflussen, in ihrer Komplexität zu erfassen.

Eine therapeutische Intervention zur Erfassung von Familienbeziehungen aus Sicht des Kindes stellen die englischen Psychologinnen *Fiona Tasker* und *Julia Granville* vor. Basierend auf der traditionellen Genogrammarbeit haben sie im Rahmen einer Studie erstmals die Technik der »Apfelbaumfamilien-Übung« angewandt, die Kindern hilft, ihren Erfahrungen mit dieser unkonventionellen Familienform einen Ausdruck zu geben. Es handelt sich um eine Methode, mit der es Therapeuten im therapeutischen Gespräch gelingt, relevante Bindungsstrukturen als Quelle von Entwicklungspotenzialen zu erkennen.

Kunst: Im letzten Kapitel analysieren *Lisa Malich* und *Christian Pischel* die Serie »Neue Familienbilder/New Family Portraits« der Dokumentar-fotografin Verena Jaekel. Auf den ersten Blick lösen Jaekels Fotografien beim Betrachter Spannungen aus: Das bürgerliche Medium des Familienportraits wird verwendet zur Darstellung von Familien, die dem bürgerlichen Anspruch nicht genügen; die Fotografien irritieren. Auf den zweiten Blick führen sie zu einer Umdeutung, zu einem »Queering«: zur Aufforderung, sich von zugewiesenen und konstruierten sozialen und sexuellen Geschlechterrollen zu emanzipieren.

Allen Autoren sei an dieser Stelle herzlich gedankt, einen Beitrag für dieses Buch geschrieben zu haben und dafür, dass sie uns durch ihre jeweils verschiedenen Sichtweisen dazu verholfen haben, eigene Überlegungen zu präzisieren und unsere Perspektive auf die gleichgeschlechtliche Familie zu erweitern. Zu danken ist an dieser Stelle auch all den Kolleginnen und Kollegen, die an der Fertigstellung dieses Bandes auf die eine oder andere Weise durch Anregungen und Kritik, Unterstützung und Hilfe beteiligt waren. Ebenso danken wir den Übersetzerinnen Anne Dünger und Astrid Hildenbrand, die mit großer Sorgfalt und beeindruckender Genauigkeit eine schwierige Aufgabe gemeistert haben. Gabriele Ziegler danken wir für den nochmaligen Blick auf Punkt und Komma. Dem transcript Verlag sei gedankt für die Aufnahme des Bandes in das Verlagsprogramm und Birgit Klöpfer für die Geduld bis zur Abgabe des Manuskripts. Ganz besonders herzlich möchten wir uns bei Volker Reißig bedanken, der mit großem Engagement, einem langen Atem und fast im Alleingang die konkrete Fertigstellung des Typoskripts in seine Hände genommen hat.

Literatur

- Allert, Tilmann: Familie als unverwüstliche Lebensform, Berlin, New York: de Gruyter 1998.
- Allert, Tilmann: »Die Sorge hat keine Adresse mehr«, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, vom 15.8.2009.
- Boudon, Raymond: La Place du Désordre. Critique des théories du changement social, Paris: Presses Universitaires de France 1984.
- Durkheim, Emil: »La famille conjugale«, in: Revue Philosophique 45 (1921), S. 1-14.
- Eickelpasch, Rolf: »Ist die Kernfamilie universal? Zur Kritik eines ethnozentrischen Familienbegriffs«, in: Zeitschrift für Soziologie 3 (1974), S. 323-338.

- Funcke, Dorett/Hildenbrand, Bruno: Unkonventionelle Familien in Beratung und Therapie, Heidelberg: Carl-Auer Verlag 2009.
- Goody, Jack: Die Entwicklung von Ehe und Familie in Europa, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1989.
- Hausen, Karin: »Die Polarisierung der ›Geschlechtscharaktere‹ – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben«, in: Werner Conze (Hg.), Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas, Stuttgart: Klett 1976, S. 363-393.
- Hess, Sabine: »Flexible reproduktive Biografisierung. Zum Kinder-Machen im Zeitalter biopolitischer Möglichkeiten – von Zeugungsstreiks und Spielermentalitäten«, in: Stefan Beck u.a. (Hg.), Verwandtschaft machen. Reproduktionsmedizin und Adoption in Deutschland und der Türkei, Münster: LIT-Verlag 2007, S. 109-123.
- Kaufmann, Franz-Xaver: Zukunft der Familie. Stabilität, Stabilitätsrisiken und Wandel der familialen Lebensformen sowie ihre gesellschaftlichen und politischen Bedingungen, München: Beck 1990.
- Lenz, Karl: »Familie – Abschied von einem Begriff?«, in: Erwägen, Wissen, Ethik 14 (2003), S. 485-498.
- Macfarlane, Alan: Marriage and love in England. Modes of reproduction 1300-1840, Oxford: Blackwell 1986.
- Maiwald, Kai-Olaf: »Vom Schwinden der Väterlichkeit und ihrer bleibenden Bedeutung. Familiensoziologische Überlegungen«, in: Dieter Thomä (Hg.), Vaterlosigkeit. Geschichte und Gegenwart einer fixen Idee, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2010, S. 251-268.
- Matthias-Bleck, Heike: »Soziologie der Lebensformen und der privaten Lebensführung. Anmerkungen zu Werner Schneiders Soziologie des Privaten«, in: Soziale Welt 53 (2002), S. 423-436.
- Neubauer, Rita: »Wann ist ein Mann ein Mann«, in: Der Tagesspiegel vom 06.04.2008, <http://www.tagesspiegel.de/weltspiegel/wann-ist-ein-mann-ein-mann/1204590.html> vom 20.04.2010.
- Oevermann, Ulrich: »Die Soziologie der Generationenbeziehungen und der historischen Generationen aus strukturalistischer Sicht und ihre Bedeutung für die Schulpädagogik«, in: Rolf-Torsten Kramer/Werner Helsper/Susanne Busse (Hg.), Pädagogische Generationsbeziehungen, Opladen: Leske + Budrich 2001, S. 78-128.
- Schneider, Norbert F./Rosenkranz, Doris/Limmer, Ruth: Nichtkonventionelle Lebensformen. Entstehung – Entwicklung – Konsequenzen, Opladen: Leske + Budrich 1998.
- Segalen, Martine: Die Familie. Geschichte, Soziologie, Anthropologie, Frankfurt a.M., New York: Campus 1990.

Spiegel online: »Kanadierin spendet Eizellen für Tochter«, <http://www.spiegel.de/wissenschaft/mensch/0,1518,492341,00.html> vom 21.04.2010.

Stone, Lawrence: *The Family, Sex, and Marriage in England 1500-1800*, New York: Harper and Row 1977.

Tyrell, Hartmann: »Die Familie als ›Urinstitution‹: Neuerliche spekulative Überlegungen zu einer alten Frage«, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 30 (1976), S. 611-651.